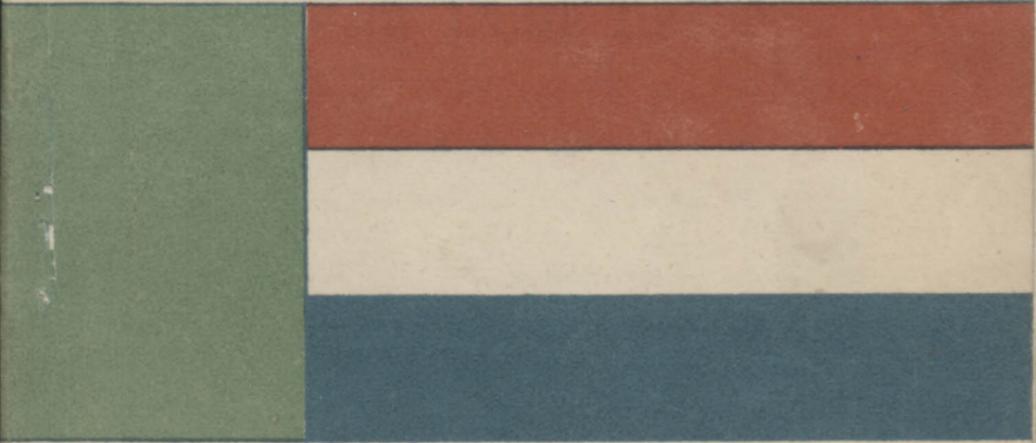


Dr. W. J. LEYDS

KANTOOL

Transvalers!



Edel war ons streven!

Präsident Paul Krüger

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet von

Schwester Johanna Meyer.

Mitglied der russisch-holländischen Ambulanz in Afrika.

Deur Suster Johanna Meyer, wat lid
was van die Russies-Hollandse ambu-
lansdiens.

Uitgegeve in St. Petersburg; teks
in Duits.

Дозволено цензурою. С.-Петербургъ, 6 Сентября 1900 г.
Типографія А. Лашиискаго, С.-Петербургъ, Кириичий пер. д. 3.

Gebet.

Worte von Johanna Meyer.

ff

1. Du bi - bel - fes - ter Glau - bens -
 2. O weh! wie fliegt die wol - le
 3. Gott geb' uns gu - ter, schweres

1. held, du wirst doch end - lich
 2. Schal der En - gel - schar so
 3. Korn in die - ser bö - sen

1. sie gen! Der treu - e
 2. hoch! Sie trägt nur
 3. Zeit Dass je - der

II

1. Va - ter al - ler Welt, der
 2. Spreu, die fliegt hin - ein ins
 3. hält' des Hei - les Horn, wenn

1. wird die Völ - ker wie - gen.
 2. rauch' - ge Schwe - fel - loch.
 3. einst der Wäch - ter schreit.

Ruhig.

1. Dann sinkt die schwe - re
 2. Ihr Völ - ker, es ist
 3. Ihr Brü - der und ihr

1. Scha-le dein in dei-nes Hei-lands
 2. an der Zeit zu sammeln e-del
 3. Jungfrau-en wie seh'n die Lämpchen

1. Schooss. Der macht Paul Krü-ger
 2. Korn! Blast ab die Spreu, macht
 3. aus? Wer nicht bei Zei-ten

1. froh und frei und al-ler Sor-gen
 2. euch be-reit die Scha-le war-tet
 3. nach will schauen ach, der kommt nicht nach

IV

1. los,
2. eu'r!
3. Haus!

Der
Blast
Wer

macht Paul
ab die
nicht bei

Krü - ger
Spreu, macht
Zei - ten

1. froh und
2. euch be -
3. nach will

frei
reit
schau-en

und al - ler
die Scha - le
ach, der kommt

1. Sor - gen
2. war - tet
3. nicht nach

los.
eu'r!
Haus!

pp

Aus Afrika zurück im Juli 1900.

Zeitbild, entworfen von Schwester Johanna,
Mitglied der russisch-holländischen Ambulanz.

St. Petersburg, 14. Dezember 1899.

Einen goldnen Wanderstab
Ich in meinen Händen hab'.
Aus dem Himmel ist er her,
Nach dem Himmel weist er.
Dieser Stab, seht, ist mein Glaube;
Hält mich aufrecht hier im Staube,
Trennt auch Leib und Seele sich,
Auf ihn trau' und baue ich.

Und ein Engel freundlich mild
Meines Gottes Ebenbild
Wohnt in meiner Seele still,
Denket mich, wie Gott es will.
Dieser Engel ist die Liebe.
O daß sie die größte bliebe!
Sie macht uns zu Brüdern gleich,
Führet uns zu Gottes Reich.

Und am Himmel hell und rein
Steht ein Sternlein, das ist mein;
Winkt und lächelt mir zur Lust,
Füllt mit Wonne meine Brust.
Dieses Sternlein ist das Hoffen;
Sieht von fern den Himmel offen;
Führet die, die ihm vertraun,
Zu des Himmels sel'gen Au'n.

Kroonstad, 1900.

Der goldne Stab fiel aus der Hand
Und ich war nicht im Vaterland, —
Ich war in weiter Ferne.

O Engel, laß mich nicht allein!
Ich sehe auch kein Sternelein,
Das freundlich mir will leuchten.

Und wie ich weinend stille stand,
Da faßt der Engel meine Hand
Und ließ den Stab mich finden.

So wandern wir nun Hand in Hand,
Der Stern zeigt uns das Vaterland,
Das wollen wir erreichen.

I. Abreise aus St. Petersburg, Ankunft in Pretoria und bei Paul Krüger.

Zurückgekehrt in die Heimath, möchte ich meinen Freunden ein getreues Bild von meinem Leben in Afrika und von der schönen Hin- und Rückreise geben. — Ihr erinnert Euch, wie im vorigen Jahre aus meinem Vorhaben, als Missionschwester nach Afrika zu gehen, nichts wurde und wie ich dann ins Alexander-Hospital als Schwester eintrat. Das war eine schöne Zeit und ich denke gern daran zurück. Im Dezember brachte Doktor v. Rennenkampff den Schwestern die Nachricht, daß noch zwei Schwestern zu der Expedition nach Afrika gewünscht werden. Schwester Alby und ich wurden vom holländischen Pastor Gillot angenommen und am 14. Dezember verließen wir um 12 Uhr Mittags unsere liebe Heimath. Am 13. war ich noch im Winterpalais, wo ich die russische Lehrerin unserer Erhabenen Kaiserin Alexandra leider nicht zu Hause fand. Ich hätte ihr so gern meine alte Taufmutter aus Herz gelegt, welche über 35 Jahre ununterbrochen Lehrerin ist und gar keine Pension erhält. So konnte ich nur ein Schreiben an dieselbe zurücklassen, und der alte ehrwürdige

Kaiserliche Schweizer versprach mir, es sofort nach Zarskoje Eselo zu senden. «До свиданія и Боже Цара храни!» rief ich ihm noch zu und das Herz war mir so bewegt, daß ich das ganze Winterpalais hätte ans Herz schließen mögen. — Mein dreijähriger Liebling Olga, welche während meines letzten Mittagessens in Petersburg neben mir saß, gab mir ein Beutelchen mit dreißig Kopfen für die Buren mit und befreuzigte mich beim Abschiede. Dann steckte mir die herzige Kleine die Hälfte eines Bonbons in die Hand. „Sorella Annella, это царская конфетка, возьмите ее, вчера папа принесъ мнѣ ее отъ царскаго обѣда. *) Am 12. Dez. hatte ich ein Christbäumchen für meine Ambulanzkinder geschmückt, und so feierten wir mit den Kleinen noch ausländische Weihnachten. Meine liebe Taufmutter, Tante Johanna, war auch zugegen und ebenso am 14. auf dem Bahnhofe, und ihre guten, thränenklaren Augen waren der letzte liebe Blick, den ich von Petersburg mitnahm. Beim Abschiede hatte sie mir einen tüchtigen Schlag auf die Schulter gegeben mit den Worten: „Da hast Du den Ritterschlag!“ Wir waren unserer neun Personen, welche von einer begeisterten Menge fortbegleitet wurden. Vier Doktoren: unser Chefarzt Doktor Friedrich Weber, Doktor Karl v. Kennenkampff, Doktor Leo Bornhaupt, Doktor Vladimir Kucharento und fünf Schwestern: Ally, Sophie, Hilba, Josephine und ich, Johanna. — Auf der letzten russischen Station vor Cydkuhnen wurden noch die letzten russischen Postkarten in die Heimath gesandt. Einige Stationen vor Berlin stieg ein junges Ehepaar und ein frisch gebackener Lieutenant in unser Coupée. Die hübsche junge Frau hatte das Unglück, ihre Hand zwischen der Thür zu beschädigen, und ich legte ihr den ersten Verband an. Es waren sehr liebenswürdige und gesprächige Menschen, welchen ich auch unsere Bonbons offerirte, deren wir sehr viel aus Petersburg mitbekommen hatten. Die Berliner lobten das russische

*) Schwester Hannchen, das ist ein kaiserliches Konfekt, nehmen Sie es, gestern brachte es mir Papa vom kaiserlichen Diner.

Konfekt und sagten: „Das unsrige steht weit zurück.“ „Dafür hat Deutschland ein anderes Konfekt: sein musterhaftes Militär“, antwortete ich doppelt liebenswürdig. Der junge Lieutenant schlug die Augen nieder und strahlte geradezu. — Am 15. Dezember erreichten wir Berlin und stiegen im Centralhotel ab. Es war der dritte Feiertag, und eine herrliche Riesentanne stand im Saal, wo wir zu Abend speisten. Am anderen Tage wurden alle Einkäufe besorgt: Metallkoffer, wollene Wäsche, Mäntel und auch holländische Neue Testamente, um diese uns Allen ganz fremde Sprache auf eigene Hand kennen zu lernen. Herr v. Toppelkirch, bei dem hauptsächlich die Doktoren sehr viel an Kostümen eingekauft hatten, photographirte uns in der afrikanischen Tracht noch kurz vor unserer Abreise. Im Fluge ging es nun weiter über Ruffstein, Innsbruck, den Brenner, und — da waren wir im alten Rom. Ach, Freunde, das war das Schönste und Erhabenste und Tieftraurigste zugleich, das ich auf meiner Reise gesehen habe. Diese wundervolle Peterskirche, wo das ideal Schöne so übermächtig zum Ausdruck gebracht ist, daß ich die Hand aufs Herz preßte, um nicht laut aufzuschluchzen. Und dann das öde, verrufene Kolosseum und die anderen vielen Trümmer und Ruinen, die Einem das Herz zusammenzogen. Wir logirten im Hotel Hassler am Fuße des Monte Pincio, ein Berg mit der herrlichsten Aussicht auf Rom. Die Neujahrsnacht verbrachten wir in der Peterskirche und reisten am anderen Tage nach Neapel. Dort logirten wir auch im Hotel Hassler, und mein Zimmer hatte eine schöne Aussicht auf den Golf. Um 7 Uhr Morgens fuhren wir mit dem Dampfschiff „Vittoria-Napoli“ nach Capri und haben die blaue Grotte besucht. In meiner Gondel saß ein italienischer Korrespondent der Morgenzeitung und forschte mich sehr aus für seinen Artikel. Ich ließ durch ihn die liebenswürdigen Italiener grüßen. In der blauen Grotte war es so schön, daß ich in die Hände klatschte. . . In Capri war ich überhaupt in ganz jauchzender Stimmung. Wir speisten auf einer Loggia mit entzückender Aussicht. Italiener spielten und sangen und

tanzen die Tarantella. Die erste und letzte Auster habe ich auch damals probirt, und sie war gar nicht „lekker“. Ich amüfirte mich nur, wie Dr. Kennenkampff sie geradezu mit Andacht genießen konnte. Nach dem Essen forderte mich der freundliche Gastwirth auf, in seinem Garten Drangen und Citronen vom Baume zu pflücken. Ganze Zweige mit goldigen Früchten brachen die liebenswürdigen Italiener für mich ab. Dann fuhren wir in zwei Wagen über Sorrent nach Pompeji. Das war eine wonnige Fahrt! Immer am Golf entlang, an Gärten und Weinbergen vorbei. Es dunkelte schon, als wir Pompeji erreichten. Wir speisten zu Abend und legten uns schlafen, denn um drei Uhr Morgens sollten wir den Vesuv bestiegen. Mit recht verschlafenen Gesichtern tranken wir kurz vor drei Uhr noch Kaffee und bestiegen eine Art Stuhlwagen. Die Nacht war stockfinster, auf dem Boß saßen Italiener mit Fackeln und fort ging's lachend und lärmend in die würzige Nacht hinaus. Die Neapolitaner sind wohl das lebhafteste und lauteste Volk. Alle Viertelstunde riefen sie: „Evviva la bella Russia!“ Wir antworteten: „Evviva la bella Italia!“ „Gracia! gracia!“ jauchzten sie uns zurück. Es war eine einzig schöne, tolle Fahrt! Nach 1¹/₂ Stunden erreichten wir ein Wirthshaus, wo gesattelte Pferde für uns bereit standen. Ich hatte ein weißes Pferdchen, das hieß Macaroni und mein kleiner Treiber Gaetano sang abwechselnd Sancta Lucia und Margarita und war ein neugieriger Bengel, der allerhand von mir erfahren wollte. Zuletzt wünschte er zu wissen, wie alt ich sei; hätte ich ihm den Schreck gemacht und es ihm gesagt, er wäre gewiß um seine gute Laune gekommen. Nach 1¹/₂ Stunden wurde Halt gemacht und wir tranken vor einem recht schmutzigen Wirthshause süßen, jungen Landwein. Dann hieß es wieder: „Avanti Macaroni!“ bis das Ersteigen per pedes gemacht werden mußte. Das war so beschwerlich, daß Schwester Sophie und ich uns hinaustragen ließen. Auf Francisco und Antonio Moranos Schultern wurde ich bis an den Krater hinaufgetragen und hochthronend summtte ich das Lied: „Vom höh'n Olymp herab ward uns die Freude.“

Einer der Doktoren hat mich gewiß beneidet, daß ich so leicht den Schwefelberg erstieg. Eine dicke Schwefel-
luft ließ uns nur fünf Minuten oben verweilen. Wenn
der Vesuv donnerte, drängten uns die Italiener dicht
an den Rand des Kraters und wir schauten hinunter
und sahen rothe Feuerzungen in dem entsetzlichen
Höllenschlund. Ich war die Erste, die dem Vesuv den
Rücken drehte und im Galopp ging's hinunter. Maca-
roni nahm mich wieder auf seinen geduldigen Rücken,
Gaetano sang Santa Lucia.

Die Nebel lichteteten sich und lächelnd ging die liebe
Sonne vor uns auf. Diese reizenden Lichtbilder, diese
lieblichen Landschaften beim Hinuntersteigen stehen mir
noch jetzt vor Augen. — In Pompeji angelangt, fuhren
wir per Eisenbahn nach Neapel. Am Abend sagten
wir dem Festlande und Europa Ade und gondelten
zum Reichspostdampfer „Kanzler“. In dem einen
Boot saß Doktor Kennenkampff mit der ganzen Baggage,
in dem anderen wir Uebrigen. Mitten auf dem Golfe
sandte ich ein Adio dem schönen Italien zurück und
ein mehrstimmiges Echo antwortete Adio. Dann rief
Doktor Kucharenko „Vindemann“ und donnernd wieder-
holte es das Echo einige Mal. In heiterster Stim-
mung stiegen wir dann die Schiffstreppe hinauf, wur-
den dem holländischen Chefarzte van Leersum, den
Doktoren und fünf Schwestern vorgestellt. Auf dem
Deck hielt Doktor van Leersum eine kleine Ansprache
und man trank Champagner. Um drei Uhr Morgens
verließ der „Kanzler“ den Golf von Neapel. Wir hatten
zu Bieren eine recht große Kajüte: Ally, Hilda, Jose-
phine und ich. Schwester Sophie war mit einer Hol-
länderin zusammen. Das Meer habe ich sehr lieb ge-
wonnen; nicht ein einziges Mal bin ich seekrank ge-
wesen. Ally hat sich nur zwei Mal schlecht gefühlt
und ebenso Schwester Sophie; die Anderen waren oft
seekrank. Von den Doktoren waren van Leersum,
Kenenkampff und Bornhaupt die Tapfersten. — Den
lieben, langen Tag verbrachten wir gewöhnlich so:
Am Morgen wurde holländisch gelernt, dann mit Dok-
tor Bornhaupt Chirurgie getrieben und er ließ uns
auch die verschiedensten Verbände machen. Nach dem

Lunch spielten manchmal wir drei Bivländerinnen: Ally, Hilda und ich, mit dem Freiherr von Brachel, welcher vier Monate darauf in Afrika fiel, das amüsante Schiffspiel: Holzscheiben werden mit einer Art Ruderstange in gewisse Felder geschleudert, welche mit Kreide auf dem Fußboden angegeben sind. Täglich wurde auch gefungen und musiziert und Abends spielte ich immer einige Partien Schach, entweder mit den Doktoren oder mit dem deutschen Generalkonsul aus Lourenço-Marques. — Am 24. Dezember alten Stils, an meiner Mutter Geburtstag, stellte ich auf unseren Speisetisch das mitgenommene Tannenzweiglein, welches alle seine Nadeln besaß, denn in Petersburg hatte ich den Zweig mit Gummiarabicum bestrichen. Er stammte von meinem Kinderweihnachtsbaum am 12. Dezember und hatte auch ein Wachslicht aus Rußland, und stand auf einer Schachtel mit Pfefferkuchen, welche meine herzigen Freunde mir noch in Petersburg gebacken hatten.

Port Said war der erste Anlegehafen und stolze Schiffe haben wir dort gesehen. Unsere Schiffskapelle spielte und wir Alle grüßten, wenn wir ein russisches, deutsches, französisches, holländisches oder portugiesisches Schiff passirten; die Musik verstummte aber und kein Tuch wurde geschwenkt, wenn wir an einem englischen Schiffe vorbeikamen. Wir gingen Alle an Land, besuchten eine Moschee und speisten im Hotel Continental. Es war ein heißer Tag. Die Fußsohlen brannten auf dem glühenden Sande; nur hier und da sah man eine Palme oder Akazie. Ich war recht froh, als wir uns wieder auf unserem „Kanzler“ befanden. An unserem russischen Sylvesterabende wurde unser Petersburger Stamowar aufgestellt und die russisch-holländische Ambulanz trank russischen Thee. Um 12 Uhr Mitternachts wurde auf dem Deck Champagner getrunken und als die Kapelle die russische Nationalhymne spielte, sangen wir «Божю Царя храни». — Am 2. Januar waren wir in Aden und sandten in die „Nowoje Wremja“ ein Neujahrsglückwunsch-Telegramm an alle Freunde und Bekannten. Das einzige Süßwasser in Aden ist bekanntlich Regenwasser, welches sich in Niesenbehältern, die in

Felsen gehauen sind, ansammelt. Wir näherten uns nun immer mehr und mehr dem Aequator. Am siebenten Januar passirten wir die Linie und ein drolliges Fest nebst Taufe wurde bei dieser Gelegenheit gefeiert. Ein bunter Aufzug machte den Anfang: Voran die Musikanten, dann folgten zwei Maulthiere, welche den Meergott Neptun und seine Gemahlin trugen, dann kam das Gefolge, bestehend aus Pastor, Notarius, Schreibern und Polizeibeamten. Ein riesiges Bassin war mit Meerwasser gefüllt und daneben eine Estrade errichtet, auf welcher wir saßen. Ansprachen wurden gehalten und die wichtigsten Herren, wie der Kapitän, der erste Offizier und der Konsul Walter erhielten Orden, Ersterer einen Seektern. Dann begann die Taufe der Damen, welche mit duftigem Kölnischem Wasser besprengt wurden und dabei einen Namen erhielten. Seejungfer wurde ich getauft, die Anderen Sardelle, Forelle, Stichling u. s. w. Dann kamen die armen Herren daran; die wurden arg behandelt. Den Kopf seifte man ihnen ein und mit einem riesigen Holzrasirmesser fuhr man ihnen über die Wangen; dann erhielten sie ihren Namen: Delfin, Meerschwein, Seehund und andere ähnliche Benennungen. Nach den salbungsvollen Worten: „Gehe hin in Frieden!“ wurde der arme Eingeseifte kopfüber in das Bassin gestürzt. Graf Bobrinski hatte ein schönes, weißes Kostüm an, das kam ganz unter Wasser. — Am anderen Tage erhielten wir unsere Tauffcheine, welche alle gleich lauteten:

Tauffchein.

Wir Neptun, Herrscher aller Meere, Seen, Flüsse, Teiche, Lämpel und sonstiger Gewässer, mit Allem was darinnen grimmelt und wimmelt, leucht und fleucht, bescheinigen hiermit, daß Schwester Johanna Meyer am heutigen Tage beim Passiren der Linie die Taufe unter den üblichen Ceremonien empfangen hat und wir derselben den Namen „Seejungfer“ beigelegt haben.

Begeben unter der Linie den 19. Januar 1900.

Triton, geh. Sekretär Sr. Majestät Neptun
des Einzigen.

Am jenem Tage wurde auch der Geburtstag eines alten holländischen Herrn gefeiert. Um 12 Uhr mit Champagner und am Abend mit Tanz, Illumination und allerhand heiteren Spielen. Getanzt habe ich nicht, aber mich doch sehr gut amüsirt. — Dann erreichten wir Tanga, welches mir sehr gefallen hat. Ich verspätete mich und die Schwestern waren ohne mich aus Land gefahren. Da schloß ich mich einer portugiesischen Dame aus der 2. Klasse an und fuhr mit ihr und ihrem Manne ans Land. Es war ein Sonntagmorgen. Die Kirchenglocken läuteten und es war so still und feierlich. Eine üppige Vegetation überall und so farbenreiche, wilde Blumen wie dort habe ich nirgends gesehen. Die Schwestern traf ich dort nicht, wohl aber den Konsul Walter und den jungen Brachel, welche sich uns angeschlossen. Um wieder ins Boot zu gelangen, mußten wir durch das seichte Wasser getragen werden und die Schwarzen machten einen Höllenlärm dabei, denn Jeder wollte etwas verdienen. Denselben Abend erreichten wir Sansibar, die interessanteste Stadt an der Ostküste Afrikas. Enge Straßen, wo wir nur im Gänsemarsch vorwärts kamen, offene Buden, sehr bunt gekleidete Schwarze, welche die verschiedensten Früchte verkauften. Die schönsten Ananas habe ich dort gekauft. In einem Hotel ließen wir uns ein Abendessen geben, welches sehr schlecht war, nur der Nachtisch, die süßen Citronen, war gut. Am 11. kamen wir nach Dar-es-Salaam, wo wir einen langen Spaziergang machten. Die Sonne war schon längst untergegangen, der gestirnte Himmel beleuchtete spärlich die endlose Akazien-Allee, in der wir wandelten. Es war ein schöner Spaziergang; wir sangen deutsche und russische Lieder und auch das transvaalsche Volkslied. Hier und da sahen wir eine Gruppe Schwarzer um ein Feuer geschaart, die kochten und aßen ihr Abendbrod. In einem Wirthshause tranken wir Bier und wurden vom Gastwirth russisch angeredet. Er war ein Deutscher und hatte einige Jahre im Kaukasus gelebt. Am 13. Januar waren wir in Bomba-Bay und machten ein Picnik nach Porto-Amelia. Wein, Mineralwasser, Schinken, Eier,

Butter, Käse und Brod wurde mitgenommen und einige Stunden verbrachten wir vergnügt in Afrikas Gefilden. Wunderschöne, seltene Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, und unter einem mächtigen Brodbaume, dessen Früchte nur die Affen essen, gruppirtten wir uns und wurden dann photographirt. Von Porto-Amelia holte ich mir einen Sonnenstich, einen braunrothen Streifen auf der linken Hand, und da sagte man: „Schwester Johanna hat sich am Aequator gestoßen.“ — Darauf waren wir in Mozambique, wo auch der deutsche Postdampfer „Herzog“ im Hafen lag. Mit Schwester Sophie und dem Konsul Walter habe ich mir den „Herzog“ angesehen, welcher bedeutend größer ist als der „Kanzler“. Am anderen Tage war Kaiser Wilhelms Geburtstag. Wieder wurde Champagner getrunken, Lieutenant v. d. Lippe ließ Se. Majestät leben, wir stimmten Alle in das brausende „Hoch“ ein — und am Abend war Illumination, Feuerwerk und Ball. An diesem Tage haben sich auch der Kapitän West, der Konsul Walter und die deutschen Lieutenants in mein Album geschrieben. Es war wieder ein sehr heiterer Tag. Das Schlaraffenleben dauerte noch recht lange, obgleich in Lourenço-Marques manches Unangenehme dazwischen kam. Vorher wurde noch in Beira angelegt, wo die Hauptstraßen schmale Schienen haben für kleine Waggons, welche von den Schwarzen geschoben und von den Weißen als Wagen benutzt werden. Dann erreichten wir den letzten Hafen Lourenço-Marques und blieben noch zwei Tage auf dem „Kanzler“, bis Alles geordnet war zur Weiterreise per Eisenbahn nach Pretoria. An einem Tage besuchten wir das schöne holländische Kriegsschiff, den „Friesland“. Der Schiffsarzt und mehrere Offiziere holten uns in einem großen schönen Boote ab und zeigten uns mit der größten Liebenswürdigkeit ihr Schiff. Im Saale des Kommandanten erwarteten uns Bowle und Bonbons. Dann wurden wir Alle photographirt, sagten einander „Auf fröhliches Wiedersehen“ und wehten noch lange mit den Tüchern. Dr. van Veersum hatte sich während des Mittagessens oft geäußert, wie er uns Alle nach Pretoria vorausschicken und selbst mit

der großen Bagage nachkommen wollte. Dr. Bornhaupt erbot sich als Gehilfen, sein Anerbieten ward dankend abgelehnt, und schließlich blieb Niemand in Lourenço-Marques bei der Bagage zurück. — Am 22. Januar alten Stils, um 6 Uhr Morgens, verließen wir den gastlichen „Kanzler“ und den guten Kapitän West. Auf der Eisenbahnstation war auch unser freundlicher Reisegefährte, der Konsul Walter, und übernahm es, unsere Briefe nach Europa zu besorgen. Noch ein schriller Pfiff und wir brausten nach Pretoria, ab. — Anderthalb Tage waren wir unterwegs. Durch Thäler und Tunnels und am Krokodillfluß vorbei ging's und wo es sehr gebirgig war, gab's eine Zahnradbahn. Als wir die erste transvaalische Station erreichten, trat ein Bur auf uns zu, begrüßte uns treuherzig mit kräftigem Handschlag und gab uns Allen ein Stückchen Band „de vierkleur van Transvaal“. Spät Abends erreichten wir Watervaal und wurden daselbst reizend liebenswürdig aufgenommen. Die Damen und dortigen holländischen Schwestern waren uns mit Blumen entgegengekommen und ein geschmückter runder Tisch war für uns zehn Schwestern festlich gedeckt. Nach dem Essen besuchten wir noch die Schwestern in ihrem freundlichen Heim und tranken dort Thee. Unser Administrator Herr Moojen sorgte dafür, daß wir Alle gut für die Nacht aufgehoben waren. Am anderen Morgen besuchten wir das reizend gelegene Hospital. Es hat einen schönen Blumen- und Obstgarten und zu den vielen Hausthieren gehört auch ein niedliches Reh mit einem Glöckchen am Halse. Die Kranken sind dort vortrefflich untergebracht. Das Zimmer für die kranken Kaffern hatte nur die leeren Matratzen auf dem Fußboden. Die Schwarzen waren in die Berge gelaufen, wo es ihnen den Tag über besser gefällt; am Abend finden sie sich im Hospital wieder ein. — Wir kehrten auf die Station zurück, wo unser Wagen sehr hübsch mit Blumen geschmückt war. In Middelburg, einige Stationen vor Pretoria, wurden wir Alle photographirt und eine Schaar geschmückter, reizender Kinder brachte uns schöne Blumen. Eine kleine Betti war wirklich zu niedlich, sie hatte mein

Waggonfenster mit Blumen umkränzt. Am 23. Januar um 6 Uhr Abends erreichten wir Pretoria. Eine dichte Menschenmasse erwartete uns. Unser Administrator stellte mich einer sympathischen Dame vor, welche mich aufforderte bei ihr zu logiren. Wir stiegen in einen Wagen und waren die Ersten, welche den Bahnhof verließen. In schönen Gärten und hohen Häusern vorbei fuhren wir durch staubige Straßen, bis wir vor einem Garten mit hohen Pinien hielten. Ein freundliches Zimmer war für mich eingerichtet und meine liebe Mevrouw Kuipers that ihr Möglichstes, um sich lebenswürdig mit mir zu verständigen, denn sie spricht nur holländisch. Alle Augenblick wird von den Buren und Afrikanern das Wort „lekker“ gebraucht, welches mit schmachhaft, schön, gut, wohl — übersetzt werden kann. Am Abend kam Herr Kuipers aus der Kanzlei des Präsidenten Krüger nach Hause und mit ihm konnte ich deutsch und französisch sprechen. Am anderen Morgen besuchte mich der dreijährige Fritz Delfos, das Söhnchen von Kuipers besten Freunden. Der Kleine wollte die „Suster“ aus Russland sehen und kam jeden Morgen mit seiner schwarzen Martha. Mit Frau Kuipers machten wir darauf einen Spaziergang durch die Stadt und sahen Ohm Paul auf seiner Veranda sitzen und gedankenvoll eine Pfeife rauchen. Ehrerbietig grüßte ich den biederen Ohm, aber er bemerkte mich nicht. Jedes schmucke Haus und Häuschen in Pretoria hat einen gepflegten Garten mit den schönsten Rosen und Früchten. Der deutsche Pastor Grünberger hat ein paradiesisches Heim. Ein geräumiges, freundliches Wohnhaus, von einer Veranda umgeben, befindet sich in einem großen Garten. Eine Weinallee liegt zwischen Wohnhaus und Kirche. Sieben Pfund schwere Trauben hat der Pastor damals geerntet und gab mir auch wunderschöne zu kosten. Schwester Sophie, Doktor Weber und drei holländische Schwestern logirten bei Holländern; die Uebrigen waren im Grand-Hotel und Transvaal-Hotel untergebracht. Am 26. Januar wurde die russisch-holländische Ambulanz dem Präsidenten Krüger im Volksraad oder Regierungsgebäude, wie es auch genannt wird, vorgestellt. Der

Präsident saß in einem hohen Lehnstuhl. Er hat schon einen recht gewölbten Rücken, einen charaktervollen Kopf, mächtige Hände. Wie Shakespeare den Menenius vom Coriolan sagen läßt, so will er, Englands großer Stern, jetzt (im August), daß ich dasselbe von Paul Krüger sage: „Sein finsternes Gesicht macht reife Trauben sauer; wenn er einherschreitet, tritt er auf wie ein Mauerbrecher, und der Boden bebt unter seinen Füßen. Seine Rede tönt wie eine Todtenglocke und sein — „Hm“ wie eine Batterie.“ Solch ein ganz eigenartiges „Hm“ war das Erste, was wir vom Präsidenten vernahmen, nachdem unser Chefarzt van Leersum ihm berichtet hatte, wie das arme russische Volk die größte Summe zu unserer Expedition beigesteuert und für die bedrängten Buren begeistert sei und täglich für sie zu Gott bete. Da erhob sich Paul Krüger und dankte mit herzlichen Worten dem russischen Volke und uns, seinen Vertretern. Sein Gesicht hatte dann keinen finsternen Ausdruck. Seine ehrlichen Augen erinnerten an einen treuen, klugen, wachsamem Hoshund. Ja, alter Ohm Paul, bist nun von Haus und Hof vertrieben, bist aber dabei gestiegen: erweist Dich als ausgezeichneten Schäferhund, der die verstreute Herde in den Bergen sammelt und zusammenhält. „Glück auf!“ Du standhastere Wächter! Deine braven Gehilfen Dewet, Louis Botha, Delarey setzen ihre ganze Kraft und wenn es gilt ihr Herzblut daran, die heimathlichen Dörfer und Hüfe zurückzugewinnen. Sind sie nicht auch zu vergleichen mit jenem treuen Hunde, welcher sein Leben verlor, um das Geld, die ganze Habe seines Herrn, des Kaufmannes, zu retten, der seinen schweren Geldbeutel vom Sattel verloren hatte. Wer war das glücklichere Geschöpf? Der Herr, welcher seine Habe wieder fand, oder der Hund, welcher deswegen an seiner Wunde starb? Ihr wißt es und ihr werdet es wissen, ihr drei Helden des alten Krüger. — Als der Präsident sich wieder gesetzt hatte, wurden ihm die Schwestern und Aerzte vorgestellt und er reichte uns seine brave, große Hand. Schwester Ally wurde dem Präsidenten auch als Schwester Meyer vorgestellt, was uns etwas aus unserer feierlichen Stimmung brachte.

II. Unser Leben in Afrika.

Täglich erhielten wir Einladungen und am meisten hat es uns gefallen beim Staatssekretären Reiz, bei Frau Gloff, der ältesten Tochter des Präsidenten Krüger, und bei Frau Mannsfeldt. Der Staatssekretär Reiz ist ein Verwandter unseres Dörpischen v. Reuz. Sein jüngstes Söhnchen aus zweiter Ehe wurde gerade am Tage der Kriegserklärung, am 11. Oktober, geboren; und da die Eltern ihn Viktor taufen möchten, warten sie geduldig auf ein glückliches Ende des Krieges. Der Staatssekretär macht den Eindruck eines recht alten, kränklichen Herrn. Beim Gehen stützt er sich auf einen Stock und zieht den kranken Fuß nach. Er hat ein trauriges, gedankenvolles Gesicht. — Frau Gloff und mehrere Damen Pretorias holten uns in schönen Wagen vom Grand Hotel ab und brachten uns auf die stattliche Gloffsche Villa, wo ein Gartenschmaus für uns angerichtet war. Ally, Hilda und ich fuhren mit der Staatssekretärin Reiz in einem offenen Phaeton und die liebenswürdige, schlichte Dame hat uns viel erzählt. Am Vorabend hatte sie die gefangenen englischen Offiziere besucht und da hat sich ein Gefangener sehr kühn geäußert: „In Pretoria arrangirt man jetzt Gartenfeste und Ausfahrten, aber nach drei Monaten ist es an uns hier einen Ball zu geben.“ Verwundete, welche schon aufstehen konnten, wurden auch zu Gloffs mitgenommen und im schönen Garten lagerten sich die Schwestern zu Füßen der verwundeten Buren, welche nach langem Zureden sich endlich auf die Bänke gesetzt hatten. Die Damen, darunter die Großkinder des Präsidenten, bewirtheten uns. Es war ein wonniger Tag. Frau Mannsfeldt hat einen herrlichen, großen Garten mit den schönsten Blumen und Obstbäumen. Der Regen überraschte uns und wollte nicht aufhören, obgleich wir im Wohnhause eine geraume Zeit darauf rechneten. Es hat mir außerordentlich gefallen, als die hübschen Mannsfeldtschen Kinder uns nach den Früchten Glaschalen reichten, in welchen Verbeneen ohne Stengel wie reizende, bunte Sternchen umherschwammen. Es

war ein Vergnügen die klebrigen Fingerspitzen abzuwaschen. — Wir wurden aber von Tag zu Tag ungeduldiger und verstimmt, denn von unserer großen Bagage war nichts zu hören. In mein „Vergißmeinnicht“ habe ich damals eingetragen: „8. Februar 1900. Es ist die dritte Woche, daß wir in Pretoria auf unsere Bagage warten. Es ist zu traurig! Wir haben noch keinen Verwundeten gepflegt!“ Depeschen wurden nach Lourenço-Marques abgeschickt, aber es half nichts, bis denn in der dritten Woche Doktor v. Kennenkampff selbst nach Lourenço-Marques reiste und nach einigen Tagen mit der Bagage ankam. Auch Grüße von Herrn Walter brachte er uns und am selben Tage erhielten wir die erste Post aus Europa. Zwölf Briefe waren für mich angekommen. Das war ein Freudentag! — Am 12. Februar verließen wir Pretoria und wurden in Bloemfontein von Doktor van Leersum am Bahnhofe empfangen. Es ging nun an ein Auspacken und Theilen der Bagage, denn unsere Ambulanz wurde getheilt. Wir hielten Doktor v. Kennenkampff, welcher die Apotheke übernommen hatte. Die Doktoren arbeiteten bei der größten Hitze; nur gut, daß Niemand vorher wußte, daß es vergebliche Mühe war. Es kam immer anders, als wir erwarteten. Ich sollte mit der einen Hälfte der Ambulanz nach Kattdürnpütt ziehen; daraus wurde nichts, weil das Burenkommando Kattdürnpütt verlassen hatte. Am 15. waren wir Schwestern mit dem Administrator bei der Präsidentin Steijn, tranken dort Kaffee und „prateten hollandsch“. Der Präsident war nicht in Bloemfontein. Bald nachher erfuhren wir von Cronjes Gefangennahme, und als wir darüber Thränen vergossen, hörten wir die Buren ihre Psalmen singen, was auch uns wieder Muth einflößte. Am 25. Februar reiste die ganze Ambulanz nach Brandfort und logirte wieder im Hotel, was stets ein Heidengeld kostete und was uns Allen schon sehr zuwider war. Es ging ans Einrichten eines Hospitals, und der Holländer van Lyr war unser erster Kranker. — Eines Nachmittags hielten vor unserem Wohnhause, welches wir für die Doktoren und Schwestern einrichteten, zwei Reiter: der tapfere Colonel Billebois und

sein Adjutant. Sie waren bestaubt und ermüdet und hatten es sehr eilig. Wir gaben ihnen Milch zu trinken, und nie werde ich die feine Liebenswürdigkeit und den kühnen, ehrlichen Blick des tapferen Villedois vergessen. Bald darauf fiel dieser gute Kämpfer für Transvaal und die Engländer haben ihn ehrenvoll bestattet. Am letzten Februar verbreitete sich das Gerücht: die Engländer ziehen heran. Unser Chefarzt war sehr aufgeregert und bestimmte, daß Ally, Josephine, ich und zwei holländische Schwestern mit dem Administrator, Doktor Kucharenko, dem Koch und der großen Bagage per Eisenbahn fortziehen sollten. Wohin? Davon hatte Niemand eine Ahnung. In der Ferne ließ sich Kanonendonner vernehmen. Auf der Station mußten wir lange warten, denn der Zug des Generals Joubert sollte vorher abgehen. Der General, eine mächtige Gestalt mit gewölbtem Rücken, ging auf dem Perron auf und ab und sah recht unzufrieden aus. Wir saßen auf unseren Koffern und französische Reiter waren so dicht herangeritten, daß ein Pferd der Schwester Josephine das Kreuztuch fast vom Kopfe zupfte. Endlich brausten wir in die ungewisse Ferne ab. Doktor Weber sollten wir auf einer Station antreffen und so war es auch, und er blieb bei uns. In mein „Vergißmeinnicht“ habe ich damals geschrieben: „1. März. Gestern verließen wir Brandfort; sitzen in Smalbeel und wissen nicht wohin. O Afrika!“ — Es wurde beschlossen, sich in Vereeniging niederzulassen und nach einigen Stunden erreichten wir diesen recht öden Ort. Am anderen Tage wurden Zelte aufgeschlagen. Die beiden holländischen Schwestern und der Administrator richteten sich in denselben häuslich ein; wir fünf Russen sollten vorläufig im Waggon schlafen. Und so ist es auch geblieben, obgleich man neue Zelte aufschlug und die holländische Schwester Kof, welche von Doktor van Leersum als Oberschwester eingesetzt war, hielt sie für vierzig Kranke bereit. In Vereeniging haben wir überhaupt nur einen Kranken gehabt. — Am 3. März machten Ally und ich uns daran mit zwei Koffernboys die große Wäsche zu waschen. Das steile, felsige Ufer stieg ich recht ängst-

lich hinunter, denn ich werde immer leicht schwindlig. Am Baakriver wurde die Wäsche gewaschen und gekocht und der Mond ging auf, als wir endlich fertig waren. Die Doktoren waren schon unruhig geworden und suchten uns am Ufer. Am anderen Tage hängten wir unsere Wäsche aus und nach dem Frühstück plätteten Alhy und ich. Die Wäsche wurde ganz kunstgerecht zusammengelegt und unsere lieben Doktoren waren dankbar, wieder etwas Reines anziehen zu können. Den nächsten Tag waren wir mit unserem Plätten fertig. Schwester Josephine pflegte den einzigen Kranken, einen Franzosen, in einem kleinen Zelt. — Am 8. März erhielten wir eine Depesche von Doktor van Veerjum, welcher Alhy und mich nach Kroonstad berief, mit der Bemertung, unsere Betten mitzubringen. Um 11 Uhr Abends verabschiedeten wir uns und wurden in einem Kornwaggon untergebracht, wo wir es auf unseren Matrazen sehr bequem hatten. Gefüllte Feldflaschen und ein Bäckchen Butterbröte lagen neben uns. Ein Licht brannte auf dem Fußboden und durch die halbgeöffnete Thür warf auch der Mond sein helles Licht herein. Um drei Uhr Morgens sollten wir erst abfahren. Wir plauderten und waren sehr animirter Stimmung. Mir fiel es ein, daß ich noch eine Postkarte besaß; die wurde nun recht munter fürs Alexander-Hospital nach St. Petersburg verfaßt. Wir löschten dann das Licht aus und gingen zum Briefkasten. Es war wohl ein Uhr Nachts. Kein Mensch war zu sehen. Wir mußten über ein freies Feld gehen und da schlug plötzlich ein Hund an. Alhy blieb stehen und rief mir umzukehren. „Chien qui aboie ne mord pas“ antwortete ich getrost und schritt allein vorwärts. Das kleine Ungethüm bellte wüthend und wich dabei immer mehr zurück. Ich erreichte den Briefkasten und besorgte unsere Karte. Die Nacht war herrlich. Wir streckten uns wieder auf die Matrazen und zündeten nicht mehr das Licht an. Nach einer guten Weile hörten wir schwere Tritte und an unsere Thür wurde gerüttelt: „Das ist ein Lumpacivagabundus! jetzt geht's ans Abmurksen!“ flüsterte ich Alhy zu. „Ist hier Jemand?“ rief es von außen und

dabei wurde eine brennende Laterne auf unsere Diele gestellt. „Wer da?“ riefen wir zurück. „Ein Bahnbeamter.“ „A so. Wir sind zwei Schwestern, die nach Kroonstad müssen.“ „Schön guten Abend!“ Und der Bahnbeamte steckte seinen Kopf durch die Thür. „Deutsche Schwestern?“ „Ja, aber aus Russland.“ „Du lieber Gott! von so Weitem her! Sie werden jetzt wohl ganz bei uns in Afrika bleiben?“ „Nur so lange Sie hier Krieg haben.“ „Wollen Sie denn nicht nachher hier auch eine gute Stelle bekommen?!“ — Viele Afrikaner sind überzeugt, daß Ausländer nur hinkommen, um nach dem Kriege mit den besten Stellen belohnt zu werden. Wir erzählten dann dem Beamten, wie das russische Volk uns mit Geld ausgerüstet und mit Allem versehen zu den Buren geschickt hat. „Und wenn wir fortfahren, so lassen wir all unsere reiche, große Bagage den Buren zurück.“ Stolzer als wir, konnte sich kein afrikanischer Löwe auf sein Lager strecken. Der Bahnbeamte zog seinen Hut und wünschte uns „een aangenamen nachtrust.“ Um 10 Uhr Morgens erreichten wir Kroonstad. Auf dem Bahnhofe wimmelte es von Kriegerern, aber kein bekanntes Gesicht war erschienen, uns zu empfangen. Wir erkundigten uns nach dem Hospital und machten uns auf den Weg dahin. Bald erblickten wir auch die russische und holländische Fahne, das rothe Kreuz und wir waren im Hospital. Doktor Bornhaupt kam uns entgegen und zeigte uns das Operationszimmer, wo eine holländische Schwester angestellt war, dann gingen wir in die chirurgische Abtheilung, wo auch eine Holländerin arbeitete, und zuletzt kamen wir in die Typhusabtheilung, wo die dritte holländische Schwester beschäftigt war. Alty und ich sahen uns an und wir lasen aus unseren Augen die Frage: „Wo sind denn unsere beiden russischen Schwestern?“ Hilda fanden wir im Speisezimmer, wo sie Tassen und Teller aufwusch, die arme Sophie war recht aufgereggt in der Küche, wo sie allein mit Hilda für 70 Personen zu kochen hatte. Das war eine Wirthschaft! Kein Holz! Keine Kohlen! Kisten wurden zerhackt, um das Essen zu kochen. Da erschien der Chefarzt van Leersum und fragte, ob wir Betten mitge-

bracht hätten. „Ja, und unsere zwei Betten sind noch auf der Station.“ „Nur zwei Betten! Wir haben ja mehrere Kranke, die auf der Diele liegen.“ „So! Das wußten wir leider nicht.“ „Ally sollte nun der holländisch-jüdischen Schwester Cohen in der Typhus- abtheilung helfen und ich der Schwester Sophie in der Heidenwirthschaft. Denselben Tag richteten wir das neue Speisezimmer ein, welches hell und freundlich war. Es hatte nur leider vier Thüren und durch eine derselben war beständig ein Thier hereingekommen, entweder ein Schaf, ein Schwein, ein Huhn, eine Katze oder ein Hund. — Gegen Mitternacht, als Alles abgeräumt und aufgewaschen war, kamen wir auf unser Lager. Fünf Schwestern schliefen auf Strohläcken in einem Zimmer; zwei Schwestern hatten die Nachtwache. Gleich nach 5 Uhr waren wir wach und in der Küche, denn um 7 Uhr mußten die Kranken ihren Kaffee oder ihren Thee haben. Schwester Sophie kaufte aus ihrer eigenen Tasche Zucker und Eier für die Kranken, denn kein Geld war ihr zur Verfügung gestellt und der Hauptproviandvorrath war in Vereenigung. Die Unordnung war unglaublich. Eines Abends war kein Spänchen Holz mehr zu haben und ein ganzer Eimer Milch mußte für die Typhuskranken aufgekocht werden. Da rissen wir das Umschlagepapier von den Konservenbüchsen und haben so das Feuer unterhalten, bis die Milch doch aufgekocht war. — Es gab jetzt schon für 100 Personen zu kochen, denn sehr viel Kranke waren zugekommen, und der holländische Koch befand sich immer noch in Vereenigung, wo nur der eine Kranke war. Die Blechkonservenbüchsen, deren sechzig am Tage aufzumachen waren, rissen uns die Hände blutig, und wir waren unserem ersten Kranken van Lyr sehr dankbar, wenn er in die Küche kam und die Büchsen öffnete. Auch Dr. v. Kennenkampff stand uns oft mit Rath und That bei, und unseren Doktoren schien es überhaupt manchmal peinlich zu sein, wenn sie sahen, wie wir unermüdblich die größte Arbeit verrichteten. Sogar fürs Kesselscheuern hatten wir keinen Boy in den ersten Wochen. Die Kaffernboys, welche zu unserer Ambulanz gehörten, faullenzten in Vereenigung.

Schwester Sophie und ich sahen bald sehr angegriffen aus. Dann begannen für mich die Nachtwachen. Vier Nächte wachte ich hinter einander von acht Uhr Abends bis 8½ Uhr Morgens. Am Tage war es unmöglich zu schlafen. Neben unserem Zimmer war ein Lager-raum nur durch eine dünne Wand getrennt und da wurden Kisten auf- und zuge schlagen, und der größte Lärm herrschte immer am Vormittag. Die Nachtwachen vertrug ich zuerst sehr gut. Nach der bunten, unruhigen Tagesarbeit that mir die Stille der Nacht sehr wohl, und dann hatte ich das angenehme Bewußtsein, doch endlich die kranken Buren zu pflegen, für welche ich mit Begeisterung ausgezogen war. In der Wirthschaft hätte doch schon von Anfang an die Afrikanerin sein können, welche schließlich Schwester Sophies Stelle sehr gut ausfüllte, und für die schwarze Arbeit waren doch die Kaffern da. Wir Schwestern gehörten an die Front hin, wie auch Herr Pastor Gillot es uns in Petersburg geschildert hatte. Und wie oft hörten wir daß bei diesem und jenem Gefechte keine Ambulanz in der Nähe gewesen war. O, wir waren oft unwillig, so fern von den neuen Verwundeten zu sein! Wir verbrauchten unsere Kräfte bei der groben Arbeit und unsere Begeisterung verslog allmählich gänzlich. Die Aerzte, welche hier und da mit einem Bruder an die Front gezogen waren, schimpften auf die Buren und nannten sie feige und faul. Die Oranje Frijstaatler machten wohl den Eindruck, als ob sie auf beiden Seiten hintren; Viele von ihnen schienen recht englisch gesinnt zu sein. In Kroonstad gab es sehr viele englische Familien und mehrere englische Kirchen, wo täglich 3—4 Gottesdienste gehalten wurden. Manchmal wurde sehr schön gesungen in der kleinen englischen Kirche, welche unserem Hospital gegenüber lag, und ich sagte zu einem Buren: "Sie singen schön." — "Ja, mooi," antwortete er und sah dabei ängstlich gen Himmel. Von seinem Gesichte konnte ich deutlich lesen: Wessen Gebete wird wohl der liebe Gott erhören? Die der Buren oder die der Engländer?

Wir haben die armen Buren, besonders die ehrlichen Transvaaler, stets leid gethan. Dieses kleine

Landvolk, welches der gierige Heuschreckenschwarm, die britischen Gentlemen, nun schon zehn Monate lang heimsuchen, kämpft doch tapfer weiter für seine Freiheit und sein gutes Recht und wird am besten verstanden von dem sogenannten „barbarischen“ russischen Volke. Treuherzig mit ausgestreckter Hand kommen Einem die Transvaaler entgegen. Uns Schwestern erkannten sie sofort an der Tracht und, um die Bekanntschaft der Herren zu machen, stellen sich die Buren selbst vor: „Ik ben Lompreht, wie is U?“ Als ich gegen Ende April wieder die Nachtwachen hatte, fühlte ich mich so elend, daß ich ernstlich befürchtete, zu erkranken. Schon drei Tage hatte ich gar nicht geschlafen und ich war so müde, ach so lebensmüde. Die Aerzte hätten mir doch kein Schlafmittel gegeben, da nahm ich denn nach der Nachtwache eine tüchtige Portion Codein mit auf mein Zimmer, ein anderes passenderes Schlafmittel war nicht in der Typhusabtheilung vorhanden. Vor zwei Jahren hatte mir mein Doktor während der Influenza Codein verschrieben und ich war so schön darauf eingeschlafen. Nun rechnete ich auch darauf und bettelte geradezu den lieben Gott an, Er möchte mich doch für immer einschlafen lassen. „Was werden sie im Hospital mit mir anfangen, wenn ich erkrankte! Lieber Gott, ach nimm mich fort von hier!“

Ich hatte ganz ohne Erfolg mein Codein eingenommen. Wahnsinnige Kopfschmerzen raubten mir den erwünschten Schlaf.

Ich dachte an das liebe Alexander-Hospital zurück und mußte es unwillkürlich mit unserem afrikanischen Hospital in Kroonstad vergleichen. Wie viel besser hätten wir in Afrika arbeiten können, wenn wir nur fünf Schwestern gewesen wären und dafür fünf Krankenwärter mitgehabt hätten, wie man sie im Alexander-Hospital in jeder Abtheilung für die groben Arbeiten hat. Keine von uns Schwestern hätte sich dann überarbeitet oder überhoben und keine wäre in ihrem weiblichen Gefühl verletzt worden! Es giebt in jeder Stadt junge bettelnde Bummel; wenn man doch diese armen Menschen zu Krankenwägtern ausbilden

wollte! Wie wäre ihnen damit geholfen und wie viel Segen würde dann auch diese Menschenklasse bringen können! Mit unseren heruntergekommenen Europäern müßte man wohl eine wahre Engelsgebuld haben; viel leichter hätte man es mit den Schwarzen, welche selbst geduldig und mehr oder weniger demüthig sind. Unser schwarzer Tom oder John waren sehr zufrieden, wenn ein Kranker sie um Dies oder Jenes bat. Den Tom überraschte ich einmal, wie er einem Fieberkranken Thee eingoß und den halben Becher mit Zucker gefüllt hatte. Die Schwarzen mögen alles Süße. Als ich der Schwester Ally die tüchtige Portion Codein eingestanden hatte, wurde ich natürlich gescholten, und meine gute Ally hat sogar über mich geweint.

Dann bekam ich ein kleines Hospital ganz allein zu verwalten. Es hatte fünf Zimmer und eine Küche. In dem ersten Zimmer lag Oberst Andersen krank, in dem zweiten eine operirte Burenfrau, in dem dritten ein dreijähriges, reizendes Burenkind: Lentje du Toit, mit Reuchhusten und Lungenentzündung, in dem vierten und fünften wurde gebrauchte Hospitalswäsche aufbewahrt und in der Küche lag ein kleiner Kaffernboy, dem man eine Tracheotomie gemacht hatte. Ich fühlte mich sehr wohl als alleinige Schwester in diesem kleinen Hospitale. Als Lentje gesund und von den Eltern fortgebracht wurde, bekam das Zimmer der Fachtgeneral Eugen Maximow, welcher vier Wunden hatte. Er freute sich sehr, daß eine russische Schwester ihn pflegte. Die operirte Burenfrau brauchte mich am meisten und daher mußte ein recht unbeholfener Sanitär Einiges für den Fachtgeneral besorgen. Darüber wollte Herr Maximow in seinem neuen Buche loslegen. Qui vivra, verra. — Ende Mai, nachdem der Chefarzt van Veersum die Ambulanz verlassen und uns Alles ausgezahlt hatte, verbreitete sich das Gerücht: die Engländer rücken heran. Dieses interessante Einrücken wollte Doktor Rucharenko nicht verpassen, verschob daher seine Abreise und — wie Herr Maximow sagte: «Первый тоноръ» остался въ Кроонштадт. — Der holländische Doktor van Dissel ließ mir sagen, ich solle mit der operirten, schwachen Burenfrau ins kleine Zimmer ziehen, welches

der Fecthgeneral Maximow bewohnte. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen: die schwache, bettlägerige Frau sollte den ganzen Tag in dem kleinen, dumpfen Zimmer liegen, durch welches die Kaffern mehrere Mal am Tage ganze Bündel schmutziger Hospitalwäsche trugen, welche in den anstoßenden Räumen aufbewahrt wurde. Herr Maximow durfte bereits aufstehen und ging viel spazieren, so konnte er schon eher das kleine Zimmer für die Nacht behalten. Ich rührte mich also nicht mit meiner Kranken. Dr. van Düssel war so ungehalten darüber, daß er mein kleines, liebes Hospital zu meinem und meiner Kranken Leidwesen der Schwester Cohen übergab, welche natürlich nicht in das kleine dumpfe Zimmer des Herrn Maximow umzuziehen brauchte, sondern in meinem bisherigen Zimmer mit der Burenfrau verblieb. — Unser Administrator Herr Moojen hatte auch schon längst die Ambulanz verlassen. Die Holländer waren nämlich untereinander — aneinander gekommen, da Jeder von ihnen den Herrn spielen wollte. — Unsere Kranken Buren wollten fort aus Kroonstad, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, und so brachte ich sie nach Pretoria. Unterdessen wurde Kroonstad eingenommen und ich war von unserer Ambulanz abgeschnitten. Nach Johannesburg brachte ich auch einige Kranke und traf da mit Doktor Weber, Schwester Sophie und Schwester Josephine zusammen. Das Leben in Pretoria war furchtbar theuer: ein Pfund Sterling à Person täglich und nichts zu thun. Wir beschloßen daher mit der „Gironde“ abzureisen. Der Fecthgeneral Maximow schloß sich uns an und ebenso Frau Kuipers und Frau Delfos mit Frizchen. — Traurig verließen wir Alle Pretoria, welches nach einigen Tagen von den Engländern eingenommen wurde. In Lourenço-Marques mußten wir noch einige Tage auf die „Gironde“ warten, was uns wieder ein Heidengeld kostete. Ich war so niedergeschlagen, daß ich den guten Konsul Walter garnicht wiedersehen wollte. Auf dem Heimwege von einem Spaziergange trafen wir ihn doch, und am anderen Tage machte er uns seine Aufwartung. Lourenço-

Marques ist eine recht nette, aber sehr ungesunde Hafensstadt, in welcher beständig das Fieber herrscht. Der Spaziergang auf den Berg und zum Leuchtturm ist sehr hübsch und bietet schöne Aussichtspunkte auf das Meer und auf die Stadt. Endlich reisten wir ab und die Staatssekretärin Reitz, welche mit ihrer Familie nach Lourenço-Marques geflüchtet war, schenkte uns Allen das transvaalische Farbenband, welches ich seitdem beständig trage. Die liebenswürdige Dame kam mit ihrem Töchterchen zum Abschiede auf die „Gironde“ und ebenso der freundliche Konsul Walter, welcher es noch immer nicht fassen konnte, daß wir Afrika schon verlassen wollten. Er rief noch zuletzt beim Abschiede aus: „Es ist zu doll! zu doll!“ Und dann verließen wir den Hafen, in welchem noch der „Friesland“ und auch wieder der alte, liebe „Kanaler“ lagen. Diese Schiffe, auf welchen vor einigen Monaten so heitere Stunden verbracht worden waren, konnte ich garnicht mehr ansehen. Ein Chaos war in mir: alles Gute, Schöne und Gerechte war zerstört und ich wußte nicht, woran ich glauben sollte. — Es war Winter in Transvaal und in Lourenço-Marques, als wir Afrika verließen. Winterlich sah's auch in mir aus: da war nichts, was nicht geknickt oder erstarrt war. — „Suster Meyer, goeien dag!“ rief da eine liebliche Kinderstimme, und Fritzchen Delfos hielt mir sein rosiges Mäulchen entgegen. Da fiel der erste Frühlingsregen, aber die liebe Sonne war noch nicht zu sehen. Was geknickt, wurde weggespült, was erstarrt, erhielt wieder Leben und Sehnsucht nach Licht und Wärme. Als der Regen nicht aufhören wollte, schalt ich ihn und mich:

„Du wirst es nie zu Lücht'gem bringen
Mit trüben Grames Träumerein;
Die Thränen lassen Nichts gelingen;
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.
Wohl Reime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Ernteseegen
Reißt nur heran bei Sonnenlicht.“

Lourenço-Marques war noch nicht vom Horizonte verschwunden, als ich einen herrlichen Regenbogen er-

blikte, welcher die ganze Erde mit dem Himmel zu vereinigen schien. Alle meine verstorbenen Lieben und alle Kinder Gottes von der südlichen und nördlichen Halbkugel wandelten auf dem lichten Bogen, der die Farben aller Völker trug. Der erste Sonnenstrahl fiel in mein Herz, ich hob Frisken auf meine Schulter und wir riefen Beide: „Goeien dag!“ und stimmten das Freiheitslied an:

Kent gij dat Volk, vol heldenmoed,
En toch zoo lang geknecht?
Het heeft geofferd goed en bloed,
Voor vrijheid en voor recht;
Komt burgers, laat de flaggen wapp'ren,
Ons lijden is voorbij.
Roemt in den zegen onzer dapp'ren,
Dat vrije volk zijn wij!

Kent gij dat land, zoo schaars bezocht,
En toch zoo heerlijk schoon?
Waar de natuur haar wond'ren wrocht,
En kwistig stelt ten toon?
Transvalers, laat ons feestlied schallen,
Daar waar ons volk hield stand;
Waar onze vrengdeschoten knallen,
Daar is ons vaderland!
Dat heerlijk land, dat heerlijk land,
Dat is, dat is ons vaderland!

Kent gij dien staat, nog maar een kind
In's werelds statenrei?
Maar toch door t'mchtig schrikbewind,
Weleer verklaard voor vrij?
Transvalers! edel war ons streven
En pijnlijk onzen smaad,
Maar God die uitkomst heeft gegeven,
Zij lof voor d'eigen Staat!
Looft onzen God! Looft onzen God!
Looft onzen God voor land en staat!

III. Heimkehr.

Wie sieht es jetzt wohl in Transvaal aus? Lord Roberts: „Sagt mir denn Niemand etwas zu meiner neuen Heimath, Transvaal?“ Allgemeine Antwort: „Oid Gentleman, wir sprechen Ihnen unser tiefempfundenes Beileid aus, daß Altgroßbritannien so morsch geworden ist, daß Sie sich eine neue Heimath so weit haben suchen müssen.“

Wie sieht es jetzt wohl in England aus? Chamberlain und Rhodes tanzen „pas de quatre“ und singen: „Es lebe der britische Krösus!“ Die andern Nationen kommen dem tanzenden Paare im Contredanse entgegen und singen: „Bedenket des Krösus Ende!“

„Fritschen, nimm diesen kräftigen Birkenzweig, hand= habe ihn wie einen Besen, wir machen auch ein Tänzchen und singen zu unserem Schleifwalzer nach der Melodie: „Nun treiben wir den Winter aus“:

„Wir fegen, schleifen, hip, hurrah!
Euch Engelschen aus Afrika.
Wir sind mit euch doch nicht verwandt!
Wir jagen euch nach Engelland.
Wir haben mores euch gelehrt —
Wir haben tapfer uns gewehrt
Wir machen euch 'ne Nas
Wer zulezt lacht, hat den Spaß.
Dem fremden Nest entfleuchen sie —
Ihr Britischen kommt nie, nie, nie
Zurück nach Afrika!
Bleibt bei Victoria!
Und wenn ihr euch noch zu uns wagt,
So werdet ihr bei Gott verflagt,
Dann geht's euch furchtbar schlimm!
Dann fühlt ihr Gottes Grimm!

Wirf den Besen weg, mein kleiner Feggeneral,
wir singen nun dem guten Ohm Paul ein Lied:

30-ften August.

Du bibelfester Glaubensheld,
 Du wirst doch endlich siegen!
 Der treue Vater aller Welt,
 Der wird die Völker wiegen:
 Dann sinkt die schwere Schale dein
 In deines Heilands Schooß —
 Der macht Paul Krüger froh und frei
 Und aller Sorgen los.
 O weh! wie fliegt die volle Schale
 Der Engelschen so hoch!
 Sie trägt nur Spreu, die fliegt hinein
 Ins rauch'ge Schwefelloch.
 Ihr Völker, es ist an der Zeit,
 Zu sammeln edel Korn!
 Blast ab die Spreu, macht euch bereit!
 Die Schale wartet eu'r.
 Gott geb uns gutes, schweres Korn
 In dieser bösen Zeit!
 Daß jeder halt' des Heiles Horn,
 Wenn einst der Wächter schreit.
 Ihr Brüder und ihr Jungfrauen,
 Wie seh'n die Lämpchen aus?
 Wer nicht bei Zeiten nach will schau'n.
 Ach, der kommt nicht nach Haus!

Als wir Madagaskar erreichten, verließen wir die „Gironde“ und kamen auf ein anderes viel größeres französisches Schiff „die Fraouaddy.“ Madagaskar macht sich vom Schiff aus gesehen sehr malerisch. Die Häuser liegen verstreut auf Bergen und in Steinflüsten. Das Leben auf der Insel soll aber nicht gerade angenehm sein, wie die Französin sich äußerte, welche mit mir die Kajüte theilte. Letztere war geräumig und still und hat mir die böse Schlaflosigkeit aus Kroonstad ganz vertrieben. Zwei Buren waren auch an Bord; herrliche, hohe Gestalten. Dabei fällt mir eben was Hübsches ein, das ich Euch vergessen habe zu erzählen: Als wir noch in Bloemfontein waren, wurde daselbst der Präsident Krüger erwartet. Alle anwesenden Krieger waren auf dem Bahnhof versammelt. Wir standen auf dem Balcon unseres Hotels. Ohm Paul hielt eine kräftige Ansprache auf dem Perron und stieg dann mit Präsident Steijn in den Wagen. Alle

Krieger gaben ihm das Geleit. Voraus ritten zwei schmucke Kosaken auf echten kaukasischen Pferdchen, dann folgten Deutsche, Franzosen, Italiener, Dänen, Krieger aus aller Herren Länder. Den Wagen umgaben die Buren, welche herrlich zu Pferde sitzen, so kühn wie Peter der Große dargestellt ist in der schönen Reiterstatue in Petersburg. Präf. Krüger zog an die Front; gab aber bald den Bitten seiner Buren nach und kehrte nach Pretoria zurück. — Die „Gironde“ war in Durban gewesen, wo die Pest herrschte, daher erlaubte man uns nirgends ans Land zu gehen, das wir ja größtentheils auf der Hinreise schon besehen hatten. Die Verpflegung auf der „Fraouaddy“ war noch vorzüglicher als auf dem „Kanzler“, die Weine waren gratis. Von Lourenço-Marques bis Marseille kostete die Seereise uns jeden 42 Pfund Sterling, also ungefähr 400 Rbl. Silber für das Billet allein. Doctor Weber, der Fechtgeneral Maximow und wir drei Schwestern bildeten unseren kleinen gemütlichen, russischen Kreis und waren stets eine „дружная круглая пятерка.“ In einer Nacht starb ganz plötzlich ein junger Amerikaner und wurde in einer Kiste ins Meer versenkt. Wäre so etwas auf dem „Kanzler“ passirt, die Leiche hätte man dort gewiß feierlicher bestattet. Am lichten Tage fuhren wir dieses Mal durch die Straße von Messina und waren entzückt von Reggio und anderen Städtchen. Italiener standen am Ufer und wir riefen ihnen „bon giorno“ zu. Auch den Schwefelberg „Etna“ haben wir deutlich gesehen und ich übergab ihm einen Wink an seinen Fra Diavolo den Monte bello Vesuvio. Dann ließen wir am 27-ten Juni in den schönen Hafen von Marseille ein und wurden im Quarantainehafen Frioule einige Stunden aufgehalten. Dort verabschiedeten wir uns vom Fechtgeneral Maximow und reisten zu Vieren um drei Uhr nachmittags nach Paris. Wir durchbrausten die reizende Provence und Bourgogne, gedachten in Tarascon des kühnen Tartarin und mancher analogen Figuren und waren am anderen Tage auf dem Lyoner Bahnhofe. Dort bei der Ankunft macht Paris gar keinen schönen Eindruck. Der Doctor riet uns im Hôtel Violet zu logiren und fuhr mit Schwester

Josephine voraus die Zimmer zu bestellen. Sophie und ich blieben bei der Bagage zurück und ich fragte einen Schutzmann: „Wie lange dauert ungefähr die Fahrt bis ins Hôtel Violet, rue du Faubourg Poissonnière?“ „Eine gute Stunde, Madame.“ Also drei Stunden wenigstens hätten wir gebraucht um endlich mit dem Doctor und mit Schwester Josephine im Hôtel zu sein. Das war mir denn doch „zu doll, zu doll!“ Und ich beabsichtigte doch nur einige Tage in Paris zu weilen. Schwester Sophie wollte allein bei der Bagage bleiben und es blieb dabei. Es passirte nicht dasselbe wie in Lourenço-Marques und da setzte ich mich in einen Omnibus, erreichte das freundliche Hôtel Violet und erfuhr, daß noch kein Doctor dort gewesen sei. Ich bekam ein nettes, sauberes Zimmer zu acht Francs mit dem Morgenkaffee. Dann frühstückte ich noch und fuhr auf den Bahnhof zurück um meine Bagage abzuholen. Ich benutzte wieder den Omnibus, saß auf der Imperiale und hatte eine herrliche Aussicht auf Paris. Die gute Schwester Sophie bewachte noch standhaft die Bagage und bat mich ihr einen Commissionär zu schicken, wenn unser Doctor bis 4 Uhr nichts von sich hören ließe. Ich fuhr mit meinen Sachen ab, kleidete mich um und mußte um 4 Uhr einen Boten auf den Bahnhof schicken. Wo sind unsere Beiden? Was ist mit ihnen geschehen? dachte ich besorgt, seufzte und — fuhr in die Ausstellung. Die Boulevards sind schön, aber ich hatte schon schönere gesehen; erst auf dem Place de la Concorde mußte ich für mich ausrufen. „Ja, hier beginnt das schöne, unübertreffliche Paris!“ Zuerst betrat ich le Grand Palais, wo Sculptur und Malerei herrlich vertreten sind. Nach drei Stunden trat ich mit recht wüstem Kopfe ins Freie und ging die entzückende Avenue Nicolas II. hinunter zur wundervollen Brücke Alexandre III. Diese Pracht, dieser zarte Farbensmelz, diese Aussicht von der Brücke sind nicht zu beschreiben. Am besten, Ihr fahret auch nach Paris, meine Freunde, seht Euch die Herrlichkeiten an und steigt im vorzüglichen und dabei gemüthlichen Hôtel Violet ab. Und wenn Ihr dabei verloren geht wie unser Doctor und

unsere Schwester Josephine, nun dann fällt es hoffentlich auch nicht tragisch aus. Nehmt bloß einen Omnibus und keinen Fiacre, der könnte Euch sonst auch wie unsere beiden Reisenden stundenlang durch die Straßen fahren und schließlich müßt Ihr doch ein anderes Hôtel wählen. So war ich denn allein in dem wirklich guten Hôtel Violet und war von uns Vieren am besten untergebracht. Am anderen Tage trafen wir uns alle und gingen zusammen in die Ausstellung. Dort besuchten wir le Petit Palais, bewunderten die schönen Gobelins und die antiken und modernen Kunstwerke. Dann tranken wir in der Esplanade Chocolade und verzehrten ein halbes Duzend Waffeln. Gestärkt stiegen wir zur Plateforme mobile hinauf und wollten le monde souterrain besuchen. Dazwischen lag aber das Schlaraffenland und da — im Reiche der Süßigkeiten haben wir uns aus den Augen verloren. Ich war recht ärgerlich darüber und habe mich schließlich im Village suisse getröstet. Das wirkt so erfrischend auf den Besucher, daß er stundenlang dort verweilen kann. Die Ausstellung ermüdet einen furchtbar. Erst am letzten Tage, an einem Sonntagmorgen, bin ich in die Madelaine gekommen, kaufte mir daselbst eine Kerze, welche ich mitgenommen habe, und fuhr dann ins Bois de Boulogne. Das ist wohl herrlich und hat mir mehr gefallen als der Thiergarten in Berlin. Von dort fuhr ich ins Louvre pour adresser un gentil, petit bonjour à la Venus de Milo. Dann wollte ich gar zu gern les bons vieux papas à l'Hôtel des Invalides besuchen um ihnen etwas von den braven Buren zu erzählen und um ihnen zu sagen, daß ich ihren edlen, tapferen Landsmann Villebois in Afrika gesehen und gesprochen habe. Aber leider war es nicht Besuchsstunde und ich mußte nach zwei Stunden von der Gare du Nord abreisen. Schwester Sophie war am Bahnhofe und ich sandte mit ihr die schönsten Rosen aus meinem Strauße den Zurückgebliebenen und auch mein letzter afrikanischer Kranker sollte eine „la France“ bekommen. Es war der Fechtgeneral, welchen Schwester Sophie am Morgen in der russischen Kirche gesprochen hatte. Der Zug blitzte ab und fort

ging nach Köln. Auf meinem Hute trug ich ein schmales Transvaaler Farbenband und plötzlich wurde ich von einem Herrn angeredet: „Auch ich, mein gnädiges Fräulein, bin ein Verehrer des tapferen Burenvolkes.“ Dabei wies er auf eine transvaalische Rosette an seinem Rocke. „Sehr angenehm, mein Herr, ich komme aus Transvaal.“ „Ich habe Ihnen doch keinen Grund gegeben mich zu foppen, gnädiges Fräulein!“ „Wenn ich von den Buren spreche, scherze ich nie und foppen könnte ich höchstens einen Engländer.“ Der Herr, ein Rheinländer aus Godesberg, war nun außer sich vor Freude und bestürmte mich mit Fragen. Köln, Bonn, Godesberg, Oberwinter, Rohlansdeck habe ich mir angesehen und den Rhein befahren. Gegen Mitternacht erreichte ich Cassel und fuhr mit der letzten electrischen Bahn auf die Wilhelmshöhe. Im Pensionshause sollte ich ins Fremdenbuch mich einschreiben und der Diener knickte wie ein Federmesser zusammen als er gelesen hatte: Schwester Meyer aus Transvaal. Am andern Morgen besuchte ich die Löwenburg, den Hercules und den kaiserlichen Park, wo Natur und Kunst ganz schwesternlich Hand in Hand gehen. Dann reiste ich weiter und mein Leitstern stand still und strahlte sein hellstes Licht aus über Göttingen in die trauliche Wohnung meiner liebsten Freunde: „Leo Meyers.“ Bei diesen treuen Balten fühlte ich mich bereits in der Heimath. Nach fünf ungetrübten Tagen begleiteten mich die Lieben auf den Bahnhof und es ging nun direct nach Berlin; das heißt in Potsdam wurde noch ein Abstecher gemacht und alles gesehen: Sans-Souci und die historische Mühle.

In Berlin fand ich im Centralhotel Briefe und Karten vor und nach einigen Stunden saß ich mit meinen alten, guten Bekannten im Heidelberger. Am andern Morgen fuhr ich zu meiner Freundin nach Bautzen. Acht Tage verjubelte ich im lieben Sachsenlande, wo auch meine Vorfahren in Annaberg gelebt haben. Nach Berlin zurückgekehrt, besuchte ich den zoologischen Garten. Dort begrüßte ich meinen alten Bekannten, den bettelnden russischen Bären und vor dem Löwen- und Tigerzwinger hatte ich einen Spaß. Ein kleines, un-

scheinbares Hündchen stellte sich plötzlich in Positur und bellte die eingeschlossenen Honoratioren der Thiere an. Diese machten sich zum Sprunge bereit, brüllten und wurden so unruhig, daß der Wärtler den kleinen, tapferen Hund beschwichtigen mußte. „Ein getroffenes Bild vom heutigen England und Transvaal“, dachte ich. Am anderen Tage besuchte ich den Geheimrath von Bergmann, unseren ehemaligen theuren Dorpater Professor, und ich wurde sehr herzlich empfangen. Der berühmte, freundliche Mann hat mir was sehr Liebes ins Album geschrieben.

In Stettin verbrachte ich noch einige sonnige Tage bei meinen Freunden und schickte die letzte Postkarte in die Heimath mit dem Jubelruf: „Mutterle, der Hansel kommt!“ Dann war ich wieder auf dem Meere und dazu auf der lieben heimatlichen See. Viele Livländer waren an Bord und auch ein Arzt aus dem Petersburger Alexander-Hospital: „Sie leben noch!“ begrüßte er mich erstaunt. „Und kreuzfidel dazu!“ Es ging nun an ein Erzählen und ich erfuhr so Manches aus St. Petersburg. Das liebe Alexander-Hospital nahm ich von A bis Z durch; niemand ward vergessen, nach Allen wurde gefragt. — Wir erreichten Riga. Als ich in den Wagen stieg und auf den Bahnhof fuhr, rollten mir heiße Thränen über die Wangen: „Da bist du doch gesund und frisch heimgekehrt und warst zuletzt so muthlos in Afrika!“ — Aber die Buren, die Buren! Meine lieben Transvalers! Wenn die doch auch wieder in der befreiten Heimath wären! Ach, lieber Gott! Züchtige doch die Engländer und bringe auch die Buren auf St. Helena nach Transvaal wieder zurück! Meine lieben Buren, o Burghers! Wie gern wollte ich Euch als Fahnenträger dienen und Euch mit meinen Liedern erfreuen und begeistern! Und ich bin nicht mehr bei Euch! Wenn die Burendeputation noch hier wäre, würde ich alles daransetzen um mit ihr nach Transvaal zurückzukehren. Die Holländer könnten mich dann wohl dieses Mal ausrüsten. — Das wäre lekker! . . . Ihr lacht, meine Freunde, und sagt: „Die will wohl als Jeanne d'Arc nach Afrika zurück!“ Weit gefehlt! Das Schießpulver habt Ihr nicht erfunden! Die Goetheische

Maid ist's, die mir gefällt. Ihr Soldatenliedchen ist auch mein Leibstück:

Die Trommel gerühret!
 Das Pfeifchen gespielt!
 Paul Krüger gewaffnet
 Dem Häuflein befehlt,
 Die Mauerflint' führet,
 Die Leute regieret,
 Wie klopft mir das Herze!
 Wie wallt mir das Blut!
 Ich hab' schon ein Wämmstein,
 Und Fahne und Hut.
 Ich ging' dir, Paul Krüger,
 Mit muthigem Schritt,
 Ging' über die Kopjes
 Ging' dir voraus mit.
 Die Feinde schon weichen,
 Ihr schießet dadrein.
 Welch' Glück sonder Gleichen,
 Ein Mannsbild zu sein!

Nach einigen Stunden sollte ich Riga verlassen. So ging ich denn spazieren, kaufte Postkarten und sandte Grüße den lieben Zurückgebliebenen nach Afrika. Dann brauste der Zug ab. Der Morgen kam. Cos, das Kind mit den rothigen Fingern, warf mir Fußhändchen zu und jauchzte: „Willkommen in der Heimath!“ Am Horizonte zeigte sich der Marienkirchthurm und der Hahn krächte: „Kikiki! die Afrikanerin ist nun hie! Es war 4 1/2 Uhr morgens als der Zug hielt. Ich fuhr zu Mütterli und verbot den aufgeregten Mägden Mama zu wecken. Es war ein köstlicher Morgen. Die Sonne sandte segnend ihre Strahlen aus. Ich ging zum Gärtner, kaufte Blumen bei ihm und wanderte zum nahen Friedhose zu den lieben Entschlafenen.

Das war einzig schön! Ich fühlte so die Nähe meiner Lieben, daß es auch wie ein frohes Wiedersehen war. Meinem Väterchen dankte ich für alles, was ich von ihm geerbt habe:

„Die humoristische Ader
 Hab ich von dir, guter „Vater“.
 Auch das Modelliren hab ich von Theodor Meyer —
 Gütiger Vater, wie bist du mir lieb und theuer!

Und dann kam das Wiedersehen mit meiner alten Mutter. — Freunde, ich glaubte die größte Liebe für den Heiland zu empfinden und habe Ihn doch unzählige Mal betrübt! — Wie anders, wie viel größer ist die Liebe meiner Mutter zu mir — und ich bin doch nur ihr eigenwilliges, ungeduldiges Kind. — Die schwere Zeit in Afrika ist mir recht heilsam gewesen. Wenn ich matt und krank werde, will ich mich ihrer erinnern und mich freuen, daß die Erlösung naht. — Freunde, ich schreibe Euch dies Alles in glücklichster Stimmung und sitze in unserem lieblichen, hochgelegenen Garten, von wo man die ganze Stadt Dorpat-Turjew sehen kann! die spitzen Kirchthürme, die grünen und rothen Häuserdächer, den alten Dom, die Sternwarte, über welcher der angebrachte Stern in der Abendsonne funkelt, und die Ruine an dem Abhange, unter welchem auf dem großen Viereck die heitere Walpurgisnacht früher gefeiert wurde, an welcher Alt und Jung und alle Nationen in Dorpat sich ergötzten.

Vorüber, verboten das fröhliche Fest —
 Und leer und traurig das kleine Nest . . .
 Wo seid ihr alle geblieben,
 Ihr trauten, herzigen Lieben? . . .

Den Kopf hoch! und treibt es euch aus dem Sinn,
 Daß die fröhliche Maiennacht wäre dahin —
 Nur Walpurg soll nimmer hier herrschen, —
 Es grünnet und blüht! Die Welt ist so schön!
 Вотъ вамъ, друзья мои, и Юрьевъ день! . . .

Die Abendsonne vergoldet die Stadt —
 Eine lichte, schöne Zukunft sie hat —
 Die haben wir Menschen alle.

Der goldne Stab in Aller Hand
 Mit Regenbogenfarbenband
 Will bald hinauf uns tragen.

Lieb Englein, wir sind nicht allein,
 Sieh jenes helle Sternelein,
 Das will uns freundlich leuchten.

Und Engel, Stern und Farbenband
 Sie stiegen auf zum Vaterland
 Und werden Einlaß sünden.

An Engel, Stern und Wanderstab
 Ich meine ganze Freude hab'
 Und werd' mit ihnen siegen!



Preis 75 Kop.